



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fredrich, Carl: Vom tharkischen Meere. 5. Thasos. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seele: „Hier erst wird es möglich, das innerste Wesen der alten Götterlehre und Heldensage zu fassen, denn jene Mythen sind nicht das zufällige Produkt einzelner begabter Köpfe, sondern sie sind unmittelbar aus dem Boden gewachsen und durchaus von dessen Natur bedingt. Die Dichter und Hieratiker haben ihre Gestalten nicht rein erfunden, sondern das, was aus der sie umgebenden Welt sie großartig ansprach und was zugleich schon im Herzen des Volks ahnungsvoll klang, ohne jedoch den rechten Ausdruck gefunden zu haben, das faßten sie in lebendiger Form zusammen, das führten sie aus in ihren blühenden Liedern und drückten ihm weihend den Stempel der Göttlichkeit auf. Aus der Natur des Landes also, aus der die ganze Götterwelt sich hervorbildete, muß sie auch erklärt werden, und ein freier Blick in sie kann unter Umständen ein jahrelanges Studium aufwiegen.“ Ich empfehle den hoffentlich recht zahlreichen Lesern der Briefe, das schöne Werk hinzuzuziehen, das in seinem zweiten Kapitel Weibels Landsmann und griechischen Lebensgenossen Ernst Curtius an denselben Stätten zeigt: „Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius“ (Berlin, Julius Springer, 1903).

Endlich sei noch auf die Gesamtausgabe der Werke Ferdinand von Saars verwiesen, die vor kurzem (bei Max Hesse in Leipzig) erschienen ist. Da Ferdinand von Saar diesseits der österreichischen Grenze, man darf wohl sagen, so gut wie unbekannt ist, so würde es nicht recht sein, diese Erscheinung von höchstem Wert so kurz abzutun, um so weniger, da die von Jakob Minor besorgte zwölfbändige Ausgabe bei ihrem erstaunlich billigen Preise geradezu musterhaft ist und wohl für einen neuern Dichter kein Seitenstück hat. Auch die beigegebene Biographie von der Hand Anton Bettelheims ist ausgezeichnet. So sei denn statt aller Charakteristik, die einen viel breitem Raum beanspruchen dürfte und müßte, hier nur die Tatsache des Erscheinens dieser Bände gebührend hervorgehoben.



Vom thrakischen Meere

Von Carl Fredrich in Posen

5. Thasos

2



n der Ebene sind die beiden Perioden der Befestigung der Stadt nicht mehr erkennbar, weil sie dort mehrfach den Feinden geöffnet wurde. Zum erstenmal im Jahre 492 auf Befehl des Darius; er mißtraute der Stadt, die seit kurzem dem Perserreiche angehörte, und wollte ihrer als Station für den Zug gegen Griechenland sicher sein. Die stolze Zeit ist damit zu Ende. Voll Staunen erzählte man sich später von dem Mahle, das ein Bürger der Stadt dem ganzen Heere des Xerxes gegeben habe; gegen zwei Millionen Mark habe er dafür aufgewandt. Der

Staat, dem Thasos in der Hauptsache seine Befreiung von den Persern verdankte, sollte ihm unendlich viel tiefere Wunden schlagen. Athena schützte hier nicht ihren Lieblingshelden Herakles; er war nämlich der Hauptheilige von Thasos, und sein Bild wurde mit Vorliebe auf die Münzen geprägt; das attische Reich sog das thasische auf. Handelsinteressen waren vor allem Ursache des Zusammenstoßes. Aber die Verehrer des Herakles haben unverzagt den Strauß mit den übermächtigen Athenern gewagt und sind ehrenvoll unterlegen, als Sparta die versprochne Hilfe nicht leisten konnte. Im Jahre 465 sahen die Thasier den Lebensnerv ihrer Stadt, den Handel und die Besitzungen auf dem Festlande, so bedroht, daß die Oligarchen, die zu Sparta neigten, die Oberhand gewannen, und man zu den Waffen griff. Eine Seeschlacht ging verloren; gegen drei Jahre lagerten die Athener vor der festen Stadt. Zäh wehrten sich die Bewohner hinter den Mauern; sie müssen also nach 492 erneuert worden sein. Die Frauen ließen sich die Haare abschneiden, damit man Sehnen daraus mache; ein Gesetz bedrohte den mit dem Tode, der von Übergabe spräche; solche und andre Anekdoten sind überliefert. Aber es half nichts; 463 zog Kimon siegreich ein. Die Regierung wurde wieder athenerfreundlich, also demokratisch. Das stolze Thasos, das bis zum Abfall wie ganz wenige andre Mitglieder des deltischen Seebundes Schiffe gestellt hatte, wurde ein Glied des attischen Reiches, zahlte Tribut und verlor die Besitzungen auf dem Festlande. Athena schlug auch sonst den Herakles in Banden: wieder fielen wie 492 die Mauern in der Ebene und besonders nach der See zu; die Akropolis wurde entfestigt; eine athenische Flottenabteilung blieb im Hafen stationiert. Hier kommandierte Thukydidēs 422, als er zum Schutze der Strymonlinie gegen die Spartaner nicht ganz seine Pflicht tat; gegenüber am Pangatongebirge in Skapte-Hyle, wo er durch seine Frau Minen besaß, begann er seine Geschichte. Von 463 bis 412/11 wagten die Oligarchen nicht, ihre Häupter zu erheben. Der größte Künstler, den die Insel hervorbrachte, der Maler Polygnot arbeitete in Athen. Die Armut wurde groß, sagt ein thasischer Dichter, und trieb die Bewohner, zu Schiff außer Landes zu gehn. Der Publizist Stefimbrotos schleuderte seine Pamphlete gegen die Regierung in Athen. Auf einem künstlich hergerichteten Platze wurde oben vor dem Burgtor ein Tempel der Athena gebaut, ein weithin sichtbares Zeichen der göttlichen Herrin des Herakles. Aber 412/11 lieferte die kurzlebige Oligarchie in Athen, die ihr Parteiinteresse kurzfristig über das des Staates hob, Thasos den Oligarchen und damit den Spartanern aus. Deitrophes aus Athen brachte die Oligarchen an das Ruder, aber kaum hatte er den Rücken gewandt, da begannen sie mit Sparta anzuknüpfen und die Mauer in der Ebene wiederherzustellen. Schmale Streifen dunkeln Schiefers als Binder zwischen hell glänzenden Marmorläufern kennzeichnen dieses Werk; so verrät sich auch bei diesem Mugbau künstlerisch empfindender Sinn. Eher noch als Sparta half der Korinthier Timolaos, wie eine Notiz des neu gefundenen Theopomp-Papyrus besagt, und die Grabinschrift zweier seiner Leute, die gegen die Athenerfreunde fielen, ist erhalten. Noch manchesmal haben in den nächsten Jahren Demokraten und Oligarchen im Regiment gewechselt, aber die Mauer ist geblieben, nur noch stellenweise geflickt oder ersetzt worden. Durch sie sind eingezogen 408/07 der Athener Thrasybul, 404/03 Lyfander, der siegreiche spartanische Feldherr, der die Demokraten auszurotten versuchte, 388/87 wieder Thrasybul, der Athen zu neuem Glanze zu führen schen; durch sie, nach langer Zeit der Freiheit, in der auch der Bund mit Athen noch einmal erneuert wurde, Philipp von Makedonien ober sein Feldherr (um 340), dann hellenistische Könige und Heerführer, bis aus Philipps des Fünften von Makedonien Hand die Römer die Insel befreiten (196). In ihrem Reiche sollte sie in Wohlstand ruhig weitergedeihen und später als das Festland Angriffen von Barbaren ausgefetzt sein.

Wie eine Orchestra liegt der Schauplatz dieser Geschichte zu unsern Füßen unter dem Rande der Höhe, ein schöner Spielplatz für ein Volk. Die Abhänge waren zum Teil immer von Fels und Gestrüpp eingenommen; sie trugen aber auch auf Terrassen mit ungesügten oder schön geschichteten Stützmauern und vor geglätteten Felswänden Häuser und Heiligtümer, und im Osten, hoch unter der Burg, ist das Theater eingetieft. Hippokrates scheidet bei den Wohnungsangaben in seinem Krankentagebuch den ebenen und den ansteigenden Teil der Stadt und merkt öfter an, der Kranke wohne über einem Heiligtum, z. B. dem des Herakles; dieses kann also nicht auf der Höhe gelegen haben. Unten hinter dem jetzt versandeten Hafen weitete sich einst der Markt, das Zentrum des Verkehrs. Einiges, was an oder bei ihm lag, wird uns genannt: das Prytaneion, die eiserne Statue des Theagenes, eines berühmten Athleten des fünften Jahrhunderts, die später als unheilabwehrend galt, das Heroon des Stadtgründers Telekles, ein Heiligtum des Zeus als Marktgott, vielleicht ein andres des Asklepios. Dort stand jedenfalls auch ein Tempel des Apollon, der die Kolonisten nach Thasos geführt hatte, „der Insel im Dunkel“, wie es in dem überlieferten, aber nicht ursprünglichen Orakelspruch heißt. Bei diesem Tempel aber wird sich das Theorion, das Amtsgebäude der Theoren, erhoben haben, das Miller fand, der Inschriften beraubte und wieder verschwinden ließ; die Stelle ist ungefähr bekannt. Se drei Männer aus vornehmen Geschlechtern bekleideten ein Jahr das Amt. Manche Familien wahrten es viele Generationen hindurch. Wiederwahl scheint unzulässig gewesen zu sein. Die Namen wurden in die Wand des Gebäudes eingemeißelt und sind von Miller zum großen Teil wiedergefunden worden. Welches ihre Befugnisse waren, läßt sich noch nicht sagen; aber es scheint, daß zu religiösen Rechten — zu Apollon stehen sie in andern Staaten in engen Beziehungen — richterliche kamen, und daß das Amt, ursprünglich vielleicht das vornehmste, später entwertet war; jedenfalls führt der erste Beamte der Stadt, soweit wir es feststellen können, den Titel Archon. Von den übrigen Gebäuden der Stadt sind bisher nur Mauerzüge und einzelne Bauglieder gefunden und in der Mehrzahl zerstört worden. Das Straßennetz ist unerforscht, aber der Triumphbogen, den Vent entdeckte, stand sicherlich über oder nahe der Kreuzung wichtiger Straßenzüge, die von den Toren im Süden ausgingen. Zwischen 213 und 215 n. Chr. weihten ihn die Thasier dem Kaiser Caracalla, weil er sie gut behandelt hatte, als er auf seinem Zuge gegen die Parther in ihre Stadt oder deren Nähe gekommen war. Oben war Caracalla als löwenwürgender Herakles zu sehen; einen ehrenvollern Vergleich konnten die Verehrer des Herakles schwerlich ziehen. Vom westlichen der Südtore blieb der Torgang erhalten — in ihm ist die älteste thasische Inschrift verbaut —, vom östlichen steht noch ein Pfeiler des Tores selbst mit dem Bilde einer thronenden Göttin, vor der eine geflügelte Dienerin steht, wohl Athena als Stadtschirmerin und Nike. Unmittelbar vor der Mauer begann die Stadt der Toten. Weiter und weiter hinaus gen Süden und Westen schob sich an den Wegen entlang die Marmorpracht der Grabtempel, der Sarkophage auf hohem Unterbau, der Grabsteine. Ebnende Inschriften dieser hauptsächlich in die römische Zeit gehörenden Bauten meldeten die Namen, gaben den Stand an, priesen in Versen der Toten Verdienste und bedrohten mit Geld- und Höllestrafen den, der ihre Grabesruhe stören werde. Heute liegt zerschlagener weißer Marmor unter den prächtigen Öl-bäumen bis zu den Bergen hin, von denen im Altertum das Wasser in die Stadt geleitet wurde.

Nach elf Tagen glaubte ich die Stadt zunächst zu kennen und mietete Pferde, um die Insel von West nach Ost zu umkreisen. Thasos ist das schönste Eiland im Ägäischen Meere, das ich kenne. Marmor, neben dem Glimmerschiefer an Menge weit zurücksteht, ragt in einem nach Süden offenen Dreiviertelkreise hoch auf, am höchsten in

drei Gipfeln, von denen das Hypsaron 1200 Meter mißt. Fähe Abstürze und lange Hänge. Stolze alte Fichten auf ragender Höhe und stille dunkle Waldtäler, starke Quellen und rauschende Bäche. Wirklicher Wald bedeckt noch einen großen Teil der Insel. Meist sind es Tannen und Fichten, dazu aber Balloneen, Buchen, Platanen, zahme Kastanien. Öl bäume, Johannisbrotbaum, Maulbeerbaum, Feigen, Birnen, Äpfel, Kirschen, Granatbaum finden sich bei den Dörfern. Diese sind alle noch zur Zeit der Seeräubernet entstanden und liegen dem Meere fern. Entweder sind sie tief eingebettet in den Winkel einer Schlucht, in der ein *ἑρῶνα* zum Meere zieht. An dessen Mündung liegt — oft mehrere Stunden vom Dorfe — der Landeplatz (Skala) mit wenigen Häusern und einem Kirchlein. Oder sie drücken sich auf möglichst unnahbarer Höhe, keines so entlegen wie Kastro. Zwischen Fels und Wald blüht immer wieder das Meer auf oder dehnt sich in breiter Masse bis zu den stolzen Höhen von Athos und Samothrake oder bis zu dem flachen Streifen der thrakischen Küste; nach Süden aber erscheint es grenzenlos. Die Küste stürzt vielfach steil ab und enthält zwischen den Felsen Strandebene, die mit üppigen Gärten und Feldern oder wildwuchernden mannshohen Farnen bedeckt sind. Nur gen Süden senkt sich das Land in größeren Flächen und im Nordosten, wo die Hauptstadt stand. Ein sicherer Landeplatz ist aber, wie wir wissen, nicht einmal dort vorhanden; er findet sich nur im Osten.

Häufig begegnet man bei dem Zuge durch die Insel den Spuren alten Bergbaues und alter Marmorgewinnung. Die Insel war und ist sehr reich an unterirdischen Schätzen, deren Lage und Art heute nur Eingeweihten bekannt, zum Teil noch zu entdecken sind. Das Gold freilich, das die Phönizier schon vor den Griechen im Osten zwischen Minyra und Koinyra gewannen, mag erschöpft sein. Die Stätte muß ein Geologe, der sich Zeit läßt, finden; bisher gibt es darüber nur unsichere Vermutungen, die an den einen erhaltenen Namen Minira anknüpfen. Mächtige Schlackenhalben lagern an Stellen, an denen einst Eisen gewonnen wurde, besonders im Südwesten. Halbverschüttete Eingänge alter Stollen stößen den Bewohnern im Grauen ein oder werden von ihnen sorgsam verheimlicht, weil man durch sie zu fabelhaften Schätzen gelangen könnte. Die ersten, die angefangen haben, ein älteres Bergwerk in moderner Weise auszunützen, sind die Gebrüder Speidel (Pforzheim). Sie haben über der Mitte der Südküste bei Skala Kastro eine Konzession und gewinnen, soviel ich weiß, Zink an einem Platze, den die Alten auf Blei ausbeuteten. Man konnte die antiken Gänge zum Teil wieder benutzen; Werkzeug und Lampen fanden sich darin. Von der Erschließung neuer Bergwerke sprach man während meines Aufenthaltes viel und erhoffte Ungeheures; aber Konzessionen sind in der Türkei nicht leicht und schnell zu erlangen.

Marmor, dessen Hauptbrüche im Südosten liegen, wird noch nicht wieder gebrochen; aber man sollte meinen, bei rationellem Betriebe sollte sich die Ausnützung lohnen, wie neuerdings auf Skyros. Im Altertum stand thakischer Marmor in hohem Rufe. Von der Hauptstadt führte nach Südost, nach Miki, dem Zentrum der Marmorgewinnung, eine Straße, deren Pflaster teilweise erhalten ist, und dort haben nachweislich seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. bis in die byzantinische Zeit Menschen gesiedelt und als Hauptgott den Poseidon verehrt, der das, was sie mühsam dem Fels entriffen, sicher davonführen sollte. Arbeiter und Händler waren es und wenig Bauern; die Steinbruchbesitzer wohnten natürlich in der Stadt. Westlich von Miki ist an vielen Punkten Marmor gebrochen worden bis in die Nähe des Südkaps, über dem sich in einer größeren Ebene um den Tempel einer unbekannten Gottheit eine kleine bäuerliche Siedlung (heute Altraes) befand. Sonst gab es auf der Insel nur Einzelgehöfte und vielleicht Sommerdörfer, die leer standen, nachdem die Ernte

eingebracht worden war. Die Weinberge, auch wohl die Ölgärten müssen einst sehr viel ausgedehnter und ertragreicher gewesen sein. Schutz gegen Seeräuber und Feinde gewährten den Bauern, Hirten und Arbeitern feste Türme, an die sich gewöhnlich ein Hof angeschlossen. In weitem Kranze ragten sie ringsherum, außer im Norden, wo die Mauern der Hauptstadt und ihre Schiffe deckten. Sie stehen, nicht ganz nahe am Meere, auf einer Höhe, die eine weite Umsicht gestattet, oder versteckt an einem Wege, der in das Innere führt. Wie manchemal werden sie Menschen und Vieh Zuflucht geboten haben! Hat es doch vor der Gründung des attischen Reiches und wieder nach seinem Verfall bis in die Neuzeit wenig Perioden gegeben, in denen das Ägäische Meer sicher war. Und noch heute wird am thrakischen Meere, besonders seit dem Beginn der Unruhen in Makedonien, ein wenig Seeraub, vor allem Raub von Vieh, neben dem Schmuggel nicht verschmäht; die Türken lassen die See fast ohne Aufsicht.

Gegen eine Stunde rettet man von Vimenas unter Ölbäumen und zwischen Sarkophagtrümmern durch die Ebene, dann geht es die Höhe hinan, und ein schöner Blick auf das Gebiet der alten Hauptstadt tut sich auf. Über Berg und Tal erreicht man in zweieinhalb Stunden das erste Dorf Vulgaro, das aus mehreren voneinander getrennten Teilen besteht. Athosklöster hatten und haben hier Besitz; wie überall auf den thrakischen Inseln gehören ihnen auf Thasos nicht die schlechtesten Äcker und Gärten. Größer ist weiter südlich Kasawitt, kleiner Sotiro und Kastracht. Antiken sind selten; nur Grabsteine finden sich mit Inschriften oder Reliefs des Totenmahles, des thrakischen Reiters oder die Hüften in Medaillonform. Leute von wenig Mitteln und schlechtem Geschmack stellten sie einst auf. Jetzt sind sie an Kirchen und Häusern verbaut; manches liegt auch noch auf dem Acker, wo in eigenem Besitz der Tote bestattet war. Die Dorfhäuser sehen meist recht stattlich aus mit ihren festen Wänden aus Marmorbrocken und ihren hübschen Schieferdächern; es ist das Material, das hier überall zur Hand liegt. Vor der Front ragen nicht selten hohe Pfosten aus der Erde, die oben durch Querhölzer verbunden sind; wenn das Ganze mit Wein überrant ist, bildet es einen schattigen Vorplatz. Die nationale Festtracht der Frau verschwindet hier wie anderwärts in die Welt allmählich; besonders anziehend ist sie auch nicht: ein langes weißes Hemd, ein blauer faltenloser Rock, eine dunkelrote ärmellose Jacke; aus ihr ragen die weiten weißen Hemdärmel heraus, wenn nicht noch eine blaue Jacke mit Ärmeln darübergezogen wird. Auf dem Kopfe liegt ein rot überzogenes und mit goldnen Glittern besetztes Kissen; darüber wird ein weißes Kopftuch gebreitet. Mühsam war von Sotiro der Aufstieg zur Kammhöhe; die Sonne sank schon, als wir oben anlangten. Mächtige dunkle Fichten reckten sich über das ärmliche Kirchlein des heiligen Panteleimon, auf dessen Wänden das letzte Sonnenlicht lag; die Aussicht schien unbegrenzt. Ohne Weg, über Geröll und zwischen Gestrüpp und Bäumen führten uns die Tiere sicher steil gen Osten hinunter nach Moriaes, wo uns der Schulze aufnahm, aber auch sehr bat, man möge seinen Diensten im Konak von Vimenas zu erwähnen nicht vergessen. Mariaes wird der Ort fälschlich oft genannt und mit trefflicher Etymologie auf Maria oder Marius zurückgeführt. Das Tal, das nach Süden zum Meere hinabführt, ist weithin üppig grün, aber die Skala ganz unbedeutend gegenüber der des nächsten Dorfes Kastro. Es liegt über drei Stunden nordwärts auf der steilsten Höhe; sie trug einst ein Kastell, an dem nach einer erhaltenen Inschrift Oberto Grimaldi, der Vertraute der Gattilusi, 1434 baute, wie ich oben erwähnte. Herzliche Gastfreundschaft fand ich bei dem Lehrer; er hörte voll Trauer, daß A. Conze 1858 geschrieen habe, die Einwohner stünden in schlechtem Ruf; sie haben sich scheinbar sehr gebessert. Nicht wenige arbeiten jetzt in dem deutschen Bergwerk, das weit

unten über der Skala liegt. Diese bildet den Ausfuhrhafen und war mit regerm Leben erfüllt, als es sonst auf diesen Inseln pulsiert. Weiter östlich berührte ich Poto, den Landplatz des größten Dorfes, Theologi, das nahe der Mitte der Insel liegt. Fruchtbares Land ist dort so ausgedehnt, daß schon im Altertum dort der Mittelpunkt des Ackerbaues gelegen haben wird; eine große mittelalterliche Ortschaft liegt in Trümmern neben der modernen. Lange war sie Sitz der türkischen Behörde; als Land und Meer sicherer wurden, ging man weiter nordwärts zuerst nach Panagia, dann nach Limenas.

Der Südosten ist jetzt der menschenleerste Teil der Insel und zeigt gerade auf Schritt und Tritt Spuren menschlicher Tätigkeit. Überall ist Marmor gebrochen worden; überall lagert Hauschutt. Zahlreiche Ruinen von Türmen, die die Arbeitsplätze deckten, und eine größere Siedlung in Trümmern. Starke Höhenunterschiede sind von Poto aus zu diesem Plage, Mikti genannt, zu überwinden. Am stolzesten thront das Kloster des Hagios Archistratigos und blickt weithin über das Meer. Möwen umflattern es; die Glocken weidender Ziegenherden tönen herauf. Tief unten braust die See; am schmalen weißen Uferrand angeschwemmtes Holz und das Wrack eines großen Raiks. Endlich wird nahe dem Ostkap eine nach Westen hakenförmig herausgebogene Halbinsel sichtbar, und beim Näherkommen bietet sich dem müden Reisenden ein freundliches Bild. Vor dunkeln Tannen steht am hellglänzenden Strande ein Häuschen; hellblauer Rauch steigt aus ihm auf; eine Weinlaube schützt den Eingang. Die Poesie ging beim Eintreten verloren, überall lagen die Geräte eines ärmlichen Fischers, und es roch fürchterlich nach Fischen. Aber nach reichlichem Essen fand sich der Schlaf bald mitten in den Netzen. Die Treppe am Hause bestand aus byzantinischen Kapitellen, die Tischplatte war eine byzantinische Kirchenschranke; in Konstantinopel sah ich eine männliche Statue des sechsten Jahrhunderts v. Chr., die hier gefunden worden war: der Platz muß also lange bewohnt gewesen sein. Beim Umherwandern merkt man trotz der traurigsten Zerstörung, die eine „Ausgrabung“ befördert hat, bald, wie und warum sich Menschen hier festgesetzt hatten. Die ganze vielleicht 10 Meter hohe, 40 Meter breite und 50 Meter lange Spitze der Halbinsel ist bis auf den Meeresspiegel hinunter allmählich abgebrochen worden. Man sieht noch, wie die Leute viele Löcher gebohrt und dann das Stück davor abgerissen haben; man erkennt die Spuren der Meißel und findet roh zugehauene, zum Transport fertige Säulen und Kapitelle. Hart muß die Arbeit gewesen sein; die Hitze ist entsetzlich und die Blendung unerträglich. Auf dem Halse der Halbinsel wohnte man. Der Heilige war Poseidon, sein Tempel stieg hart am Strande auf. Die Gaben, die ihm hier geboten wurden, die Gelübde, die hier von Abseglenden zu ihm emporstiegen, werden meist so ärmlich gewesen sein, wie die Inschriften, die uns davon melden, wohlfeil sind; sie wurden gewöhnlich nicht auf besondere Blöcke, sondern in Wand, Säule und Boden des Tempels eingeritzt. Zahlreich sind die Reste von Wohnungen der Lebenden und Behausungen der Toten. Die Entzifferung der Inschrift eines tief im Boden steckenden mächtigen Sarkophags römischer Zeit, die schon frühere Besucher gepeinigt hatte, kostete mich fast einen Sonnenstich.

Der Osten der Insel steigt hoch auf und ist ganz mit Wald bedeckt. Vor einer tiefen, sichern Hafensbucht schwimmt ein kegelförmiges Inselchen, das den antiken Namen Kintira (*Kolivra*) bewahrt hat; hier und bei *Alivra* landeten einst, wie erzählt wurde, die Phönizier und gewannen das kostbare Gold. Ein noch kleineres Eiland, Grabusa, ragt weiter nördlich von der Küste auf. Dann zieht sich der Strand wieder nach innen in weiter Schwingung, von der fruchtbares Land allmählich zum Gebirge aufsteigt. Oben, wo das Fruchtkland aufhört, liegen mauerisch, eine halbe

Stunde voneinander entfernt, noch zwei Dörfer: Potamia und Panagia. Von Potamia gelangt man auf einem der bösesten Wege der Insel in unzähligen Windungen hinauf zum Grat des Gebirges und hinunter in fünf Stunden nach Theologi, von Panagia aber in etwa einer Stunde nordwärts hinab nach Limenas. Jahrhundertelang war die Stätte der alten, stolzen Stadt zu einem unbedeutenden Landplatz des Dorfes oben herabgesunken; jetzt ist Limenas wieder die Herrin geworden. In Panagia wohnt Christides, der Arzt, der Kenner der thassischen Altertümer und ihr Sammler, der Freund aller Archäologen seit A. Conzes Besuch im Jahre 1858. Ich sah ihn leider nicht, da er sich den ganzen Sommer in Konstantinopel aufhielt, um bei der Neuordnung der polkischen Verhältnisse tätig zu sein. Durch prächtigen Hochwald steigt man rasch bergab zur alten Stadt des Herakles; vor ihr übten türkische Truppen und Kleben — ein zu jener Zeit seltenes Schauspiel — sogar ihre Gewehre knattern.



Heimfahrt

Novelle von Luise Algenstaedt



Das Städtchen Wolmierz an der Kaiserstraße, die von Krakau südwärts zur Karpatenkette führt, war mit unruhigem Treiben erfüllt. Zwischen den dürftigen Lehmhäusern, auf den schmutzigen Höfen, auf dem kleinen ungepflegten Marktplatz wandelten, standen oder lagerten viele Gruppen von israelitischen Männern und Frauen. Sie trugen das Gewand der Armut und die Züge der Entbehrung, und doch waren sie nicht erwerbshalber gekommen — sie gingen müßig. Es war auch kein Feiertag, der sie zusammengeführt hatte; in ihrem Verhalten war nichts von der Beobachtung festlicher Gebräuche. Das Lesen in den Gebetbüchern, das stundenlange Streiten über religiöse Fragen, das hier und dort getrieben wurde, diente nur dazu, die unerwünschte Muße würdig auszufüllen. Denn sie warteten! Sie warteten darauf, daß sich die Haustür des berühmten Rabbi auftue, der Synagogendiener mit der Melbeliste auf die Stufen trete und die Namen derer aufrufe, denen der erbetene Zutritt zunächst gewährt werden sollte.

Des wundertätigen Mannes Haus lag wie ein Schloßchen zwischen den wind-schiefen Hütten, ihm gegenüber seine Privat-synagoge mit dem Gebetszimmer, worin er ebenfalls zuweilen Bittsteller empfing.

Man mußte an ihm rühmen, daß er in der Reihenfolge strenge Gerechtigkeit walten ließ und die vereinzelt wohlhabendern Leute, die im Gasthause Wohnung genommen hatten, unter keinen Umständen früher vorließ, als es der Zeitpunkt ihrer Anmeldung forderte. Gewinnsucht bewegte ihn nicht; er nahm grundsätzlich weder von Arm noch Reich Geld für seine Hilfe. Die Dankbarkeit mußte auf andre Mittel und Wege sinnen, sich zu bekunden. Auf solchen aber kam ihm seine Gattin, die Rebbezin, entgegen, die ein feines Verständnis für das tiefinnere Bedürfnis des Juden hatte, in Leistung und Gegenleistung zu leben. Sie gingen der Erhöhung gewisser heim, wenn sie sich sagen konnten, daß sie ein Kälbchen oder ein Schaf in den Stall seines Hofes hineingeführt hatten, während doch ein Huhn ihre Mittel schon weit überstiegen hätte. Dem Rabbid viel geben ist eine heilige Tat — zu seiner Erhaltung beitragen auch eine Wohlthat an den Volksgenossen.